

## Ein Herr vom anderen Stern

### Jean-Philippe Toussaints grandioser Rätselroman „Monsieur“ Von Reinhard Baumgart

VON Reinhard Baumgart | 13. Oktober 1989 - 13:00 Uhr

Man könnte und darf diesen kleinen Roman — und daß es trotz seines äußerst zarten Umfangs einer ist, wird sich, hoffe ich, hier herausstellen — an einem einzigen Abend mühelos auslesen, sich leicht über seine blanke und glänzende Oberfläche bewegend. Man wird ihn dann unweigerlich brillant finden, köstlich, zeit-geistvoll und was nicht noch alles: eine empfindsam-satirische Studie über jenen Typ, den die Feuilleton-Soziologie seit Jahren Yuppie nennt. Diesen Typ glaubt man ja zu kennen und könnte nun bei Toussaint befriedigt ein mit einigen neuen Nuancen gewürztes Wiedererkennungserlebnis feiern. Damit wäre die Lektüre binnen zweier Stunden so erfolgreich wie armselig abgeschlossen: Sie ist über das Buch hinweg und an ihm vorbeigeflogen.

Denn da wirkt subversiv etwas zwischen den Zeilen, den Sätzen und Absätzen des Wortlauts, das sich zart und weit über ihn hinausschwingt, nicht leicht zu fassen oder gar festzumachen in Begriffen, aber doch unüberhörbar. Das lockt zu einer zweiten Lektüre, zu einem immer neuen Überlesen scheinbar harmloser Abschnitte, zum träumerischen Überdenken dieser Monsieur-Figur und ihrer erzählerischen Umwelt. Toussaint vollbringt das Kunststück, einen Menscheta ohne Namen und ohne Gesicht, so durchschnittlich und anonym wie sein und des Buches Titel „Monsieur“, einen still und unscheinbar im Pariser Geschäfts- und Gesellschaftsleben funktionierenden Endzwanziger vor unseren Augen zu verwandeln in einen Geheimnisträger, an dem unsere Emotionen und Reflexionen haften bleiben.

So etwas ist natürlich mehr als bloß ein Kunststück. Auch wenn die Kunstgriffe an diesem knappen Erzähltext ins Auge fallen, den Toussaint wieder, wie schon seinen ersten Miniroman „Das Badezimmer“, in lauter zierliche, weit voneinander abgesetzte Abschnitte und Momentaufnahmen gegliedert hat. Toussaint (und mit ihm seine bewundernswert taktischere deutsche Übersetzerin Sigrid Vagt) folgen Monsieur kühl, aufmerksam, wie auf Zehenspitzen, in einer bebend diskreten, alles andere als redseligen Prosa, die seiner zunächst so nichtssagenden Person sitzt wie angegossen. Doch das Innenleben aller Figuren wird hier, je genauer pointiert ihre Gestik, ihre Reaktionen, ihre Umwelt notiert werden, desto uneinsichtiger. Nichtssagend? Schon das ist also ein Kunst-, ein Täuschungsmanöver.

Zunächst haben wir einige Seiten lang nichts

weiter zu beobachten als Monsieurs Einzug in sein neues Büro in der sechzehnten Etage eines Pariser Bürohochhauses, eine Serie von Zeremonien, mit denen Monsieur sich hineinintegriert in eine kühl-behagliche Ordnung. Monsieur ist Geschäftsführer in der Pariser Fiat-Niederlassung. Alles erledigt er cool, unengagiert, geräuschlos, effektiv,

voUkommen unbeteiligt, unter Ausschaltung sozusagen seiner Person. Falls es letztere überhaupt geben sollte, denn an Monsieur erkennen wir ja zunächst nichts weiter als ein Ensemble von Ticks und Routinen. Die Rituale seines Alltags scheinen ihn derart aufzusaugen, daß man um ihn und um die Erzählung zu bangen beginnt, bevor beide überhaupt in Gang gekommen sind: Wird ihnen denn irgend etwas Erzählenswertes überhaupt zustoßen?

„Monsieur war um diese Zeit verlobt.“ Dieser jäh einfallende Satz verbreitet etwas wie Schrecken. Sollte Monsieur tatsächlich über ein Privatleben verfügen? Das verfügt, scheint es, eher über ihn, denn ebenso lakonisch erfahren wir sechzehn Seiten später, „daß sie miteinander gebrochen hatten, seine Verlobte und er“, und weiter: „Monsieur wäre, ehrlich gesagt, außerstande gewesen zu erklären, warum er und seine Verlobte miteinander gebrochen hatten. Er hatte die Angelegenheit nicht recht verfolgt...“

So mehren sich, wenn auch zart, unscheinbar eingesetzt, die Zeichen einer absurden Welt, in der alles funktioniert, aber nichts mehr Sinn macht, die jeden Erklärungsversuch lähmt. Unverhofft erinnert diese Prosa nun an so weit auseinanderliegende Erzählwelten wie die von Flaubert oder von Camus, ja sogar an die Filme Tatis, also andie unterschwellig geladenen, doch reglosen Notate in „Der Fremde“, an die Roboterund Entfremdungskomik in „Mon oncle“, vor allem aber doch an den Meister der und der „Madame Bovary“, dessen Sätze sich noch über ihre kristalline, pedantische Schönheit zu mokieren scheinen. Auch Toussaint, ein junger Spät-Flaubertianer, erbarmt sich mit herzerreißendem Takt und unhörbarem Gelächter der Banalität zeitgenössischen Lebens, durch dessen öde Rituale sich seine Pariser Figuren mit dem bald anmutigen, bald gravitätischen Ernst von Zootieren bewegen. Und wie im Zoo beginnen wir uns zu fragen: Was geht eigentlich in ihnen vor? Wirklich nichts? Oder nichts Wirkliches?

Doch während wir noch so fragen, beginnt Monsieur unmerklich abzuweichen von unseren Erwartungen, soweit die ihn nur begreifen möchten als adretten und kompletten Typ, geprägt durch den höchst eingeschränkten Code seines Verhaltens. Wie er beim Sich-Niedersetzen die Bügelfalten anfaßt, daß er einfach nicht nein sagen kann, daß er innerlich oft in den (flaubertschen) Stoßseufzer ausbricht: „Die Leute, also wirklich“, daß er vieles „nicht besonders mag“ — das alles, so viel und so wenig wissen wir nun von ihm: „Monsieur, ja, in allen Dingen von schwacher Leidenschaft.“ Ein subjektloses Etwas also, ein Verhaltenscode eher als ein Mensch? Doch auf die Einhaltung so klar definierter Umrisse ist bei Toussaint einfach kein Verlaß. Er läßt sie zittern, changieren. Um Monsieur bildet sich allmählich so etwas wie eine Aura.

Daß er nicht nein sagen, nichts abschlagen kann, macht ihn sonderbar durchlässig für seine Umgebung, fast liebenswürdig, wenn Hilfsgesuche ihn erreichen. Plötzlich sitzt er jedes Wochenende fest und läßt sich ein Lehrbuch der Kristallographie von einem zufälligen Wohnungsnachbarn diktieren. Seinen knapp schulpflichtigen Nichten versucht er das Schachspiel, im Museum „die großen Prinzipien des Lebens“ und einige Zusammenhänge

zwischen Raum und Zeit zu erklären, dem Sohn seiner Zimmervermieterin dann sogar die Relativitätstheorie. Sollte Monsieur, scheinbar so unfähig einer Selbstreflexion wie eines Staunens — außer über „die Leute, also wirklich“ —, etwa ein Philosoph wider Wissen und Willen sein, eine philosophische Spiel- und Demonstrationsfigur seines Autors?

Er selbst wird, wieder unscheinbar in einem Nebensatz, „eher amorph“ genannt. Um so mehr scheinen ihn alle Systeme von Regelmäßigkeit und Ordnung zu faszinieren. So die Kristalle, so seine Nichten, „Zwillinge von sechs und sechs Jahren“ mit ihren insgesamt „vier Wangen“, dann die Sternbilder über Paris und vor allem die Regeln der Unregelmäßigkeit in der Quantenmechanik, wo nichts mehr klipp und klar vorhersagbar scheint, sondern „alles je nachdem“ passiert, so daß ein „Elektron mit seinen Zufallshüpfen, hipp hopp“, sich in Unberechenbarkeit entzieht, zum Entzücken Monsieurs, der sich in der drittletzten Zeile noch an dieses „hipp hopp“ erinnern wird, bevor es dann in der letzten Zeile heißt: „Ein Kinderspiel, für Monsieur, das Leben.“

Mit stiller Energie verfolgt hier jemand ein Lebensprojekt, das sich in Einklang bringen möchte mit dem, „was die Welt im Innersten zusammenhält“, mit den Launen von Materie und Energie, vollkommen ruhig, vollkommen in Bewegung. Immer öfter setzt er sich nachts regungslos auf einen Stuhl aufs Flachdach unter den Pariser Sternenhimmel, bis der ihm zum Inbild des Pariser Metroplans wird, wie auch umgekehrt. Ausgerechnet dieses scheinbar so ausgenüchterte, ausromantisierte Roboterwesen holt sich tatsächlich den Himmel auf die Erde, aufs Flachdach: „Dort erreichte er einen Zustand der Seelenruhe, kein Gedanke regte sich mehr in Monsieurs Geist, aber sein Geist war die Welt — die er heraufbeschworen hatte.“ Absatz, Pause und dann sechs Worte: „Ja. Langsam wurde es Monsieur peinlich.“

Womit wir Monsieurs Portrait so auserraten hätten, daß es nun erst recht ins Offene, unendlich Deutbare zerfließt. Wir können ihn verstehen als einen nicht mehr jammernden, tobenden Menschenfeind, als einen anmutigen Melancholiker, als einen Weltweisen oder Lebensmüden, als den von allen Passionen der Subjektivität befreiten Zukunftsmenschen, aber auch als einen letzten ins Gewimmel der Industriegesellschaft verschlagenen, uralten jungen Adligen, als genießerischen Asketen und nichtsnutzig-kontemplativen Flaneur. Die am Anfang so nichtssagende ist zu einer vollkommen multiplen Figur geworden, beliebig viele Deutungen ansaugend und — austrocknend.

Natürlich mutet Toussaint Monsieur zum Kehraus noch das 1 - Unmöglichste zu: eine regelrechte, also todträurig-erheiterride Liebesgeschichte. Die beiden Betroffenen beziehungsweise eben Nicht-Betroffenen begegnen sich schön und kühl wie Sternbilder. Am Ende aber passiert ihnen doch, hipp höpp, etwas unvorhersehbar Elektronisches: Monsieur empfängt im Dunkeln einen Wangenkuß. Ein Kinderspiel, keusch und verwirrend, das Leben, für Monsieur.

Während wir, die Leser, alleingelassen auf Seite 105, noch einmal staunen dürfen über die innere Weite und Leuchtkraft dieses winzigen Romans. Verglichen mit den behäbigen

Backsteinen, die heute mindestens per Umfang und Gewicht noch Romanleben verheißen, ist Toussaints Prosastück nur eine Streichholzschachtel. Doch während die dicken Vettern sich heute meist nur verlieren in Serien von Divertimenti, entfaltet sich hier eine Erzählwelt, die Himmel und Erde mehrmals nur

metaphorisch umspannt.

B Toussaint: Monsieur Aus dem Französischen von Sigrig Vagt; Carl Hanser Verlag, München 1989; 105 S., 24,- DM

**COPYRIGHT:** DIE ZEIT, 13.10.1989 Nr. 42

**ADRESSE:** <http://www.zeit.de/1989/42/Ein-Herr-vom-anderen-Stern>